



DEUTSCHE ERSTAUSGABE

344 Seiten | mit zahlreichen Fotografien und Karten

14,99 € [D]

eISBN: 978-3-6164-9101-1

Weitere Informationen auf www.dumontreise.de

Herzen, meine ich. Ich weiß, dass ich das Richtige tue.«

Ich versicherte ihr, dass sie das Richtige tat.

»Als ich dich auf deinem Motorrad sah, dachte ich, vielleicht wärst du ja in einer ähnlichen Situation. Ich dachte, du würdest auch zu einem großen Abenteuer aufbrechen.«

»Da hast du recht. Und mir geht es genauso – die meiste Zeit bin ich total aufgeregt, aber dann habe ich auch wieder diese Momente, wo ich denke, was zum Teufel mache ich denn hier?«

Ich erzählte ihr von meinem glücklosen Trip nach Marokko und den Zweifeln danach, ob ich in die Sahara zurückkehren sollte. Sie nickte langsam und nachdenklich.

»Ich glaube, es ist okay, vor etwas Angst zu haben, solange die Angst dich nicht davon abhält, es zu tun.«

»Genau!«, stimmte ich ihr aus tiefstem Herzen zu, und wir stießen mit unseren Plastikbechern auf unsere kommenden Abenteuer an. Dominique und ich quatschten die nächsten Stunden über unsere Vergangenheit und Zukunft, bis über Lautsprecher verkündet wurde, dass sich alle Passagiere auf das Autodeck begeben sollten. Wir waren endlich in Afrika angekommen! Obwohl wir uns erst vor wenigen Stunden kennengelernt hatten, verabschiedeten wir uns wie zwei alte Freunde mit einer Umarmung. »Meine Güte!«, dachte ich, »meine britische Reserviertheit beginnt jetzt schon zu bröckeln!« Dominique machte sich auf den Weg nach unten zu ihrem überladenen Wagen und ihrem neuen Leben, und rief mir noch »*Bonne chance!*« zu, bevor ich sie aus den Augen verlor.

»*Et toi aussi!*«, rief ich zurück und freute mich darüber, dass ich wenigstens einige Wörter auf Französisch aneinanderreihen konnte. Ich bahnte mir einen Weg zu meinem Motorrad und war begeistert, endlich die Fähre verlassen zu können und Fuß auf afrikanischen Boden zu setzen.



Tunis war überraschend förmlich und organisiert, Marseille war dagegen sehr viel chaotischer gewesen. Trotzdem gab es noch jede Menge Stempel und Papierkram zu erledigen, bis ich endlich einreisen konnte. Glücklicherweise begegnete ich einer Gruppe französischer Motorradfahrer, die eine zweiwöchige Tour durch Tunesien und Libyen starteten. Sie waren alte Hasen, was die Einreiseformalitäten anging, und nahmen mich unter ihre Fittiche, begleiteten mich durch den Zoll und die Einwanderungsbehörde und halfen mir dabei, die Formulare auszufüllen. Sie fuhren alle schwere Touring-Bikes und blickten belustigt und skeptisch drein, als ich erzählte, dass ich mit meiner kleinen 250er nach Südafrika wollte. Wir rollten gemeinsam aus dem Hafen heraus und ich folgte ihnen durch die weitläufigen Vororte von Tunis bis zur Straße Richtung Süden. Dort zahlten sie galant meine Mautgebühr und wünschten mir alles Gute, bevor sie auf ihren bulligen Maschinen abdüsten.

Ich war glücklich, auf der Landstraße mit maximal 100 Stundenkilometern dahin zu tuckern, den blauen Himmel und den Blick auf die braunen, olivenbaumgesprenkelten

Hügel zu genießen. Ich war zwar jetzt offiziell in Afrika, aber die Szenerie und das Klima waren immer noch sehr mediterran. Wären nicht die Schäfer in ihren langen, weißen Gewändern gewesen, die ihre Herden über die stoppeligen Seitenstreifen trieben, hätte man denken können, ich sei noch im Süden Spaniens oder Italiens. Aber ich beschloss, die sanfte Einführung in den Kontinent bis ins Letzte auszukosten. In ein paar Hundert Kilometern begann die Sahara, und danach warteten die ungezähmten Länder Zentralafrikas auf mich. Ich würde erst viele tausend Kilometer weiter südlich, in Namibia, auf der anderen Seite der Erdkugel wieder aus dem Dschungel auftauchen und zu asphaltierten Straßen, Kreditkarten und dem modernen Leben zurückkehren. Aber von meinem jetzigen Standpunkt aus, am obersten Zipfel Afrikas, war Namibia noch eine Ewigkeit entfernt; vor mir lag der gesamte Kontinent. Und das Wunderbarste an der Sache ist, dachte ich freudig erregt, dass ich nicht die geringste Ahnung habe, was auf der ganzen Strecke auf mich zukommt.

Nach einem Tag, an dem ich nichts als schlechten Kaffee und improvisierte Pizza zu mir genommen hatte, überkam mich plötzlich der Hunger und ich fuhr an die nächste Tankstelle, um meiner Maschine und mir neuen Stoff zu geben. Außer Schokokeksen hatte die Tankstelle dem hungrigen Reisenden nicht viel zu bieten, dafür aber einen Geldwechsel-Service. Man begleitete mich in das Büro des Tankstellenchefs, der mich mit großem Tamtam begrüßte, mir einen Sitzplatz und Tee anbot und seinen Safe aufschloss.

»Sie sprechen ausgezeichnet Englisch«, sagte ich nach ein paar Minuten grammatikalisch korrekten Small Talks. Er zeigte auf das Foto einer Truppe amerikanischer Soldaten und dann auf ein gerahmtes Zertifikat an der Wand hinter seinem Schreibtisch.

»Ich habe fünf Jahre in den USA gelebt und war in der US Army.«

»Verstehe – das erklärt alles. Seit wann sind Sie denn wieder hier?«

»Seit 10 Jahren, jetzt bin ich verheiratet und habe drei Kinder.«

»Gefällt es Ihnen besser in den Staaten oder in Tunesien?«, fragte ich ihn.

Ich war neugierig, ob er sich für oder gegen den amerikanischen Traum entschlossen hatte.

Er sah mich mit ausdruckslosem Gesicht an und fragte: »Was glauben Sie?«

Ich hoffte, dies wäre eine rhetorische Frage, auf die er nicht wirklich eine Antwort erwartete, also lachte ich nur höflich. Aber er meinte es ernst:

»Nein, ehrlich, was glauben Sie?«

Er sah mir direkt in die Augen und mir wurde klar, dass ich ihm so oder so eine Antwort geben musste. Sollte ich antworten »Amerika«, dann riskierte ich, als Ungläubige und Anhängerin des Kapitalismus, Konsumismus und MTV abgestempelt zu werden, die davon ausgeht, dass alle Nichtwestler insgeheim darauf hofften, einmal zur Nation der Stars and Stripes zu gehören. Oder sollte ich sagen »Tunesien«, um seinem Heimatland Tribut zu zollen und eventuell ein paar Punkte zu gewinnen, indem ich mich gegen die böse Supermacht aussprach? Der amerikanische »Krieg gegen den Terror« war immer noch in Gang, nie zuvor waren der Westen und die muslimische Welt derart gespalten. Ich war in ein soziales Minenfeld geraten! Und was noch wichtiger war – würde meine Antwort

Einfluss auf den Wechselkurs haben, den er mir anbieten würde? Ich entschloss, auf Nummer Sicher zu gehen.

»Ähm ... Tunesien?« Ich lächelte zuversichtlich.

Er lachte nur und warf mir einen Blick zu, der nur mit »wohl kaum« zu interpretieren war.

Ich steckte meine Dinar in die Tasche, er wünschte mir alles Gute für meine Reise, lächelte mich warmherzig an und gab mir einen festen Army-Händedruck. Ich winkte zum Abschied und war wieder auf der Landstraße in Richtung Süden. Danach käme die Grenze nach Algerien, wo meine Sahara-Durchquerung beginnen würde. Aber zunächst hatte ich ein Warm-up am Rand der Wüste geplant.

Als ich noch in England mein Bike vorbereitete, hatte ich die Dienste von David Lambeth in Anspruch genommen. David machte Motorräder für Rallyes klar. Er hatte mir unter anderem ein solides Gestell für meine Top-Box gebaut; die Besuche in seiner Werkstatt in einem baufälligen Schuppen im malerischen Ashdown Forest hatten mir Spaß gemacht. Am Telefon hatte er sich ein wenig brummig angehört, und ich stellte mir einen mürrischen alten Knochen vor, der auf seine alten Tage an Motorrädern herumschraubte und besseren Zeiten nachtrauerte. Daher war ich sehr überrascht, als mich bei meinem ersten Besuch ein junger Surfer-Dude mit frechem Schuljungen-Lächeln begrüßte. Ich entdeckte, dass seine Telefon-Manieren schlicht auf seine direkte Art zurückzuführen waren, was Gott sei Dank eine Eigenschaft ist, die ich sehr schätze – vor allem bei Leuten, die sich an meinem Motorrad zu schaffen machen. Das Eis war gebrochen, als ich bei meinem ersten Besuch höflich fragte, ob ich die Toilette benutzen könnte. »Ein Klo gibt's hier nicht, aber du kannst dich hinter den Land Rover da drüben setzen, wenn du möchtest«, hatte David geantwortet und auf einen Haufen alter Fahrzeuge am Rand eines Feldes gedeutet.

Bei meinen folgenden Besuchen entpuppte er sich nicht nur als jemand, der auch noch andere Talente aufwies als den Umbau eines Motors oder das Auswuchten von Rädern. Er hatte einen verschmitzten Sinn für Humor, erzählte lustige Geschichten von den Ballett-Stunden aus seiner Kindheit und interessierte sich für Blumenarrangements. Er war genau der Richtige, um mein Bike auf Vordermann zu bringen. David Lambeths Nebenjob war es, Support-Trucks bei Motorrad-Rallyes zu fahren – und es stellte sich heraus, dass er genau zu der Zeit, als ich auf dem Weg nach Algerien durch die tunesische Sahara fahren wollte, dort einen solchen Job hatte.

Wir verabredeten uns in Douz, am Rand der Wüste, wo die Rallye und ihre Entourage übernachten wollten. Douz war einige Tagesfahrten von Tunis entfernt, und als ich auf der Autobahn immer weiter nach Süden fuhr, wurde diese plötzlich zu einer normalen zweispurigen Landstraße, die durch noch mehr staubige, braune Hügellandschaften und geschäftige kleine Städtchen führte. Von einem Moment zum anderen befand ich mich in einem Dritte-Welt-Verkehrschaos und musste auf den afrikanischen Fahr-Modus umschalten. Hier kämpfte jeder für sich allein, jeder Mann, jeder Hund und jeder Esel; und ich kämpfte mich durch das Chaos. Am Stadtrand einer etwas größeren Ortschaft uferte das Chaos völlig aus, als mich ein Moped nur knapp verfehlte, das ein Auto überholte, welches

einen Lkw überholte, der das ganze Überhol-Manöver verursacht hatte, als er versuchte, einen Pferdekarren zu überholen. Ein Bus, der uns entgegenkam, musste auf den Seitenstreifen ausweichen und wurde gleichzeitig von einem schrottreifen gelben Taxi überholt, das sich weigerte, der Moped-Auto-Lkw-Pferdekarren-Formation auszuweichen. Gerade als ich mich für einen Mega-Zusammenstoß wappnete, lief ein Mann, der in sein Handy brüllte, mitten vor das Taxi. Das Hup- und Brüllkonzert war bestialisch, und ich erwartete, gleich Zeuge eines gewaltigen Crashes zu werden, oder zumindest einer ausgewachsenen Schlägerei – aber irgendwie kamen alle ungeschoren davon und fuhren ihrer Wege. Ich hatte ja schon einiges im Verkehr erlebt, aber das übertraf wirklich alles. Als ich weiterfuhr, durch zahlreiche kleine Ortschaften und Dörfer, wiederholte sich Szenen wie diese ungefähr alle fünf Minuten. Mir wurde klar, dass dies wohl die ungeschriebenen tunesischen Verkehrsregeln waren, und ich musste mich daran gewöhnen.

Gegen Abend wurde es noch lebhafter in den kleinen Städtchen entlang meiner Route, die Straßencafés waren voller Menschen, die aus kleinen Tässchen Tee oder Kaffee tranken, Wasserpfeifen rauchten und plauderten. Der Duft gebratenen Fleisches wehte durch die warme Luft, Mopeds schwirrten durch die Straßen wie motorisierte Insekten, während Schafe und Ziegen dazwischen herumliefen. Merkwürdigerweise schien es in diesem Teil des Landes üblich zu sein, Neonröhren in den Bäumen außerhalb der Cafés aufzuhängen, was der Szenerie einen lustigen Avantgarde-Look gab. Und noch etwas wurde gerne in den Bäumen aufgehängt: tote, blutverschmierte Schafe, denen die Haut abgezogen worden war. Zusammen mit der komischen Beleuchtung sah es aus wie eine riesige Damien Hirst-Installation. Und noch etwas war merkwürdig – aber ich kam erst darauf, nachdem ich das Kommen und Gehen in den Cafés eine Weile beobachtet hatte: Es war nirgends auch nur eine einzige Frau zu sehen. Nirgends! In Straßen und Cafés herrschte reges Treiben, aber es gab nur Männer. Es war skurril und gleichzeitig beunruhigend.

Als ich mich am nächsten Tag in Richtung Douz von der Küste entfernte, veränderte sich die Landschaft. Sie wurde trockener, karger und gab mir einen Vorgeschmack auf die Tausende Kilometer in der Wüste, die ich vor mir hatte. Die Olivenhaine wurden abgelöst von einer gespenstisch anmutenden Mondlandschaft aus braunen, wellenförmigen Gesteinsformationen, die die perfekte Kulisse für den letzten Star-Wars-Film abgaben, der hier gedreht worden war. Während ich auf Matmata zufuhr, begann ich seltsame Straßenschilder zu sehen, die auf die »*Maisons de Troglodyte*« hinwiesen. In dieser außerirdisch anmutenden Kulisse gab es Hunderte von winzigen Wohnhöhlen in den Hügeln, das Zuhause der Troglodyten im Süden von Tunesien.

Am Straßenrand war ein Reisebus geparkt und eine Flut von Urlaubern überschwemmte nun das Dorf. Die Touristen sahen sich neugierig die Behausungen der Troglodyten an, welche wiederum hartnäckig die Touristen verfolgten, um ihnen handgewebte Teppiche und Töpferwaren anzudrehen. Ich war zwar neugierig auf die Wohnhöhlen, aber die gesamte Szenerie schien mir etwas deprimierend, und ich brachte es einfach nicht über mich, Teil des Spektakels zu werden. Die Art, wie sich die Touristen umsahen, lachten und Fotos von den Höhlenbewohnern in ihren seltsam anmutenden Behausungen machten,

hatte etwas Voyeuristisches an sich. Andererseits war es auch abstoßend zu sehen, wie die Troglodyten den letzten Cent aus den Touristen herauszuquetschen versuchten. Es erinnerte mich an meine Tage auf dem Hausboot, als ich mich auf den Kanälen Londons treiben ließ und amerikanische Touristen sich immer wieder an meinem Fenster die Nasen platt drückten: »Mensch, glaubst du, hier wohnt tatsächlich jemand?« Ich fuhr schnell weiter und stoppte weiter oben an der Straße, wo ich einen guten Ausblick über die Berglandschaft hatte.

Ich hatte gerade mein Baguette und etwas Schmelzkäse ausgepackt, als zwei Troglodyten-Jungen aus dem Nichts erschienen, mir die Hände entgegenstreckten und Geld verlangten: »*L'argent! Dinars, dinars!*« Ich gab ihnen ein paar Kekse, um sie loszuwerden, aber das spornte sie natürlich nur noch mehr an, und nun stürmten sie auf mich ein, zerrten mich am Ärmel und versuchten, an mein Gepäck zu kommen. Während meiner Schulzeit war es eine üble Beleidigung, jemanden einen »Trog« zu nennen, und jetzt verstand ich auch, warum. Diese beiden Kinder waren wirklich das hässlichste, was ich je gesehen hatte, und so leid es mir tut, das sagen zu müssen, es half ihnen nicht gerade bei ihrem Vorhaben. Es war absolut unmöglich, hier in Ruhe zu sitzen und mein Sandwich zu essen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als zu gehen. Ich stopfte alles eilig in meine Packtaschen, während die Jungs versuchten, mir das Essen aus den Händen zu reißen. Brot und Käse flogen im hohen Bogen durch die Luft und verschmierten meine Packtaschen. Ich kaute immer noch an meinem letzten Bissen, als ich mich aufs Motorrad schwang und flüchtete, während die Mini-Troglodyten mich verfolgten, Steine nach mir warfen und mir »*L'argent! L'argent!* hinterherknurrten.

Ich war erleichtert, als ich die *Maisons de Troglodyte* hinter mir gelassen hatte. Die Landstraße wand sich ein paar Kilometer durch die Berge und fiel dann ab zu dem mit Buschwerk bewachsenen Wüstenrand. Straßenschilder warnten auf Arabisch, Französisch und Englisch vor kreuzenden Kamelen, und nach ein paar Kilometern sah ich die Wüstenschiffe endlich in Fleisch und Blut, wie sie über das staubige Land zottelten und auf trockenen Grasbüscheln herumkauten. Der Anblick dieser anmutigen Tiere hob meine Stimmung und erinnerte mich daran, warum ich hier war. Endlich in der Wüste! Wo ich mich, trotz meiner unpassenden Blässe, komischerweise zu Hause fühlte.

Es war schon später Nachmittag, als ich nach Douz kam und durch die uralten, verschlungenen Straßen, vorbei an einer üppigen *palmeraie*, meinen Weg zum Hotel Tuareg fand, wo ich mich mit David verabredet hatte. Ich konnte die Rallye hören, sobald ich auf den Parkplatz einfuhr, sie hatte die gesamte Hotelanlage in Beschlag genommen. Die Abend-Action war in vollem Gang: Mechaniker machten sich an den Motorrädern, Autos und Trucks zu schaffen, um sie auf die Etappe des nächsten Tages vorzubereiten. Ich lief durch das Getümmel, um nach Davids Truck Ausschau zu halten, und kam an einem deutschen Team vorbei, das zum ohrenbetäubenden Sound von Trash Metal in atemberaubender Geschwindigkeit einen Reifen wechselte. Gleich neben dem deutschen Team hörten ihre australischen Kollegen mindestens ebenso laut »Kung Fu Fighting« als Begleitmusik zum Wechsel der Kupplungsscheiben, während sie sich durch eine Kiste Bier tranken. Die Energie des Events war spürbar und ansteckend; es war aufregend, dabei zu